



Berlin Verlag
sortiert sich neu

Es sind vor allem die mittelgroßen Verlage, die im Zuge der Globalisierung der Buchbranche auf der Strecke bleiben. Die Entwicklungen im und rund um den Berlin Verlag, die seit März vorigen Jahres zu beobachten waren, schienen hierfür ein erneuter, besonders bitterer Beweis. Gerade noch rechtzeitig, so der allgemeine Tenor, habe Elisabeth Ruge, die bisherige verlegerische Geschäftsführerin, das sinkende Schiff verlassen, nachdem der Mutterkonzern Bloomsbury bekanntgegeben hatte, die Geschäfte künftig zentraler von London aus zu steuern. Nach Autonomie in Sachen Programmgestaltung klang das nicht.

Nachdem relativ bald gemunkelt und schließlich offiziell wurde, dass diese Episode für Ruge ein gutes Ende nehmen würde – Michael Krüger machte sie zur Chefin einer Berliner Dependence des Hanser Verlages –, war auch klar, dass damit für den Berlin Verlag neuerliche Verluste einhergehen würden. Nicht nur wichtige Autoren wie Richard Ford oder Richard Sennett folgten ihrer Verlegerin. Mit Julia Graf für Belletristik und Ludger Ickas für das Sachbuch wechselten auch die beiden wichtigsten Lektoren in den neu gegründeten Verlag.

Umso erfreulicher sind nun die Meldungen, die aus dem reichlich geschöpften Berlin Verlag zu hören sind, während Elisabeth Ruge gerade mit ihrem Team die neuen Räume an der Berliner Friedrichstraße bezieht. Auch Birgit Schmitz, die mit Ruges Ausscheiden die verlegerische Programmleitung des Berlin Verlags übernommen hat, geht gestärkt und mit neuem Personal ins neue Jahr. Mit Jens Dehning, der mehr als zehn Jahre als Sachbuchlektor bei Rowohlt Berlin und zuvor bei Hoffmann und Campe tätig war, hat Schmitz nicht nur einen erfahrenen Programmleiter für das Sachbuch gewonnen. Dehning ist zudem jemand, der gerade im erzählenden und populären Sachbuch, auf das der Berlin Verlag in Zukunft verstärkt setzen will, immer wieder ein gutes Händchen bewiesen hat. Mindestens ebenso begrüßenswert sind die Entwicklungen in der Belletristik, in der künftig Andreas Paschedag die Programmleitung für deutschsprachige Literatur übernehmen wird. Begrüßenswert zum einen deshalb, weil Paschedag schon in seiner Tätigkeit für den Aufbau Verlag allem voran junge Autoren entdeckt und gefördert hat. Ein positives Signal ist darüber hinaus, dass hier ganz explizit die Sparte deutschsprachige Literatur besetzt wird, die unabhängig von Londoner Einflüssen und dem Anspruch auf europäischer Einheitsware wird agieren können.

Auch wenn das alles gut klingt – der Druck des Marktes bleibt für beide Verlage bestehen. Ganz sicher hat Elisabeth Ruge es insofern leichter, als sie auf einem größeren Stamm bereits etablierter Autoren aufbauen kann. Es darf aber natürlich nicht darum gehen, die beiden Verlage gegeneinander abzuwiegen. Viel eher könnte man schon mal vorsichtig darüber frohlocken, dass hier womöglich der Globalisierung ein Schnippen geschlagen worden ist, hat sie doch nicht einen mittelgroßen Verlag die Existenz gekostet, sondern – wenn auch unfreiwillig – der deutschen Verlagslandschaft einen weiteren hinzugefügt. Dass das auch längerfristig so bleibt, ist nur zu hoffen.

WIEBKE POROMBKA

Literatur

Auf den Spuren von Hubert, Peter und Adolphe

Die Geburt des Romans aus dem Geiste der Fotografie: Richard Powers' Debüt „Drei Bauern auf dem Weg zum Tanz“ aus dem Jahr 1985 ist eine dreistimmige Komposition aus der Autostadt Detroit, die das Werk August Sanders entschlüsselt.

Unter den großen amerikanischen Erzählern der Gegenwart gilt Richard Powers als Formjongleur. Nie hat er einfach eine Geschichte erzählen wollen, mit Einleitung, Klimax, Coda. Und auch sein erst jetzt auf Deutsch veröffentlichtes Debüt „Drei Bauern auf dem Weg zum Tanz“ aus dem Jahre 1985 ist als Visitenkarte zu lesen, mit klaren Weichenstellungen und der Tendenz zur großen, verschachtelten Form. Powers faltet das zwanzigste Jahrhundert in drei Erzählsträngen auf. Und wie von seinen späteren Romanen gewohnt, grundiert er schon hier alles mit klugen Exkursen, über die Entwicklung der Fotografie, der Industrie, über die daraus folgende Veränderung des Menschen.

Biographien erfundener oder historischer Personen überlappen einander. Der Spaß beim Lesen dieser Romane variiert je nach Erzählstrecke, und zuweilen versinkt man so tief, dass man nur unwillig die Parallelgasse ins Blickfeld rücken mag. Dabei ist gerade der Blick aus größter Höhe auf diese kühne Konstruktion schwindelerregend.

Die Romane von Richard Powers, der 1957 in Evanston, im amerikanischen Bundesstaat Illinois zur Welt kam, erwachsen gerne am Nullpunkt, wie unter großem Druck, der sich in üppigen Erzählbächen ergießt. In „Das Echo der Erinnerung“ ist es nach einem schweren Unfall die Auslöschung der Vergangenheit, die fortan neu geschrieben werden muss. In „Schattenflucht“ ergeben sich die Szenarien innerhalb eines vom Rest der Welt abgetrennten kreativen Zentrums, auf Englisch: eines thinktanks, der Denker unterschiedlichster Temperamente zusammensperrt. Jetzt ist es ein Zeitloch während einer Reise: der außerzwungene Zwischenstopp des Erzählers in Detroit, der Autostadt, die auch Kunst zu bieten hat.

Diesen Erzähler, ein Unternehmer mit technischem Hintergrund, der Autos gar nichts abgewinnen kann, ereilt in seiner Detroitter Warteschleife – die Langeweile spült ihn ins hiesige Museum – fast so etwas wie eine Epiphanie: „tiefes, seelisches Wohlbefinden“. Noch im Erdgeschoss hatten ihn Diego Riveras Fresken über Henry Ford und Detroits Industrialisierung aufgewühlt, eine subversive Darstellung des Fließbands als „sehnte, fast organische Maschine, die stampfte, schweißte und schließlich das fertige Produkt, einen Automotor hervorbrachte“. Jetzt steht er besänftigt vor einer Fotografie August Sanders: „Bauern aus dem Westerwald auf dem Weg zum Tanz, 1914“.

Zu sehen sind drei junge Männer in Sonntagsgang mit Gehstock und Hut auf ödem Ackerfeld und auf dem Weg irgendwohin. Dem Letzten hängt die Zigarette lässig am Mund, der Mittlere schaut wie aus allen Träumen gerissen, der Vorderste zieht eine Augenbraue leicht hoch. Alle wenden sich dem sie offenbar überraschenden Fotografen aus der Bewegung heraus zu, ein kurzes Innehalten, bevor sie ihren Weg fortsetzen –



August Sanders Fotografie der Jungbauern beim Sonntagsspaziergang ist längst in unser kollektives Bildgedächtnis eingegangen. Der amerikanische Schriftsteller Richard Powers hat die Westerwälder Männer sogar in einem Roman verewigt. Foto AKG

als Individuen mehr denn als Typen. In dieser Wartehalle der Geschichte im Detroit Museum, im Kreuzungspunkt also von Industrie und Kultur, schießen alle künftigen Linien des Romans, noch bevor wir sie kennen, schon gleich zu Anfang zusammen und verdichten sich zu einem Bild, dem Richard Powers seine zunächst dreistimmige Komposition abgewinnt.

Die drei Bauern lassen den Erzähler für lange Zeit nicht mehr los. Er kauft sich ein Notizbuch und schreibt auf, was ihm dazu einfällt. Und so ist dieses Debüt nicht zuletzt auch ein Roman über die Ge-

burt eines Romans; über den Autor selbst, der hier die erzählerischen Freiheiten prüft, die er sodann ergreift: Er erzählt, nach dem umwälzenden Museumsbesuch, die Geschichte dieser drei Bauern Hubert, Peter und Adolphe. Ein- und Auswandererbiographien: Zwei der drei geraten in die Bauersfamilie wie Kuckucksei der neuen Mutter ins Nest gelegt, die sich rührend kümmert – bis das Militär sie abberuft auf ein Feld „irgendwo in diesem geschundenen Jahrhundert“, zum Todestanz.

Ein Sog entsteht spärlich und spät. Lange liest man zwar souverän erzählte, einan-

der abwechselnde, aber zunächst unabhängige Teile: die Spurensuche des Ich-Erzählers; die nacherzählte Geschichte der drei Jungbauern um den Ersten Weltkrieg sowie ein dritter Erzählstrang um einen gewissen Peter Mays, der in den achtziger Jahren spielt. Peter Mays ist beschäftigt bei einer Zeitschrift für Mikro-Computerdesign, jagt aber lieber einer rotschopfigen Schönheit hinterher, die er während einer Parade zum Gedenken an den Waffenstillstand auf der Straße vom Fenster aus erspäht – auch er also erregt wie anfangs der Ich-Erzähler von einem Bild. Ob sich die Frau in der Realität findet, ist hier gar

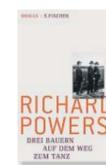
nicht so wichtig, vielmehr, welche Projektionen und Handlungen ausgelöst werden. „Menschen des 20. Jahrhunderts“ nannte August Sander sein gigantisches Projekt, für das er Menschen in ihrer sozialen Rolle, ihrem gesellschaftlichen Stand extra posieren ließ, unter Aufgabe ihrer Individualität. Er hatte nichts Geringeres im Sinn als die Erschaffung einer Enzyklopädie des Menschen, eines „allumfassenden Katalogs von Gesichtern, der mit deutscher Sorgfältigkeit das Leben in der neuen Ära festhalten sollte“. Sanders ist eine der historischen Persönlichkeiten, die der vom „Antlitz der Zeit“ so gebannte Erzähler in eigenen Exkursen ergründet, um den Zeitwandel zu begreifen. Henry Ford, Vater der modernen Massenproduktion, ist die andere wichtige reale Figur. Ford hat nach dem Scheitern seiner Friedensbemühungen vom Ersten Weltkrieg vornehmlich Gewinn eingefahren. Beide verbindet die Maschine – nur dient sie unterschiedlichen Zwecken. Als Stützpfeiler des Romans, den Henning Ahrens souverän übersetzt hat, haben sie auf vertrackte Weise mit den Romanfiguren zu tun.

Richard Powers erzählerischer Anspruch ist hoch und länger nicht recht greifbar. Doch dann kommt es schließlich doch noch zu rätselhaften Überschneidungen. Peter Mays findet sich selbst beziehungsweise den verblüffend ähnlichen Urgroßvater auf einem vergilbten Foto mit Henry Ford, der ihn freundlich als „Erben“ umarmt – Anstoß für ihn, seine Familiengeschichte zu erforschen, was einen neuen Blick auf die Vergangenheit besichert. Uns Leser hingegen lässt Powers gegen Ende entdecken, dass Peter Mays und der Ich-Erzähler die gleiche Figur sind, was den dreistimmigen Roman in eine schöne Symmetrie hineingleiten lässt. Vor allem aber konfrontiert uns die Enthüllung mit dem Unterschied von innen und außen – beide Blickwinkel hatte man eingenommen.

Diese doppelte Rollenbesetzung weist der Erzähler als eine der wichtigsten Neuerungen im Zuge der Erfindung der Fotografie aus, die das Jahrhundert entscheidend prägte. Richard Powers geht es also gar nicht so sehr um Entzifferung, vielmehr um den Moment, da die Betrachtung eines Bildes oder eines Menschen den Betrachter verändert – und dem Lebenslauf eine überraschende Biegung einbaut. Seine Spielfläche ist schon hier, vor sechsundzwanzig Jahren, der mysteriöse Erzählraum, in dem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich zugegen sind.

Richard Powers machte zuletzt von sich Aufsehen, als er als neunter Mensch sein Genom entziffern ließ. Er schrieb über sein Erstaunen angesichts der klein verpackten Banalität seiner und unser aller Existenz eine Reportage, „Das Buch Ich # 9“. Nie hat er auch davor den Eindruck erweckt, dass man sich in seiner Prosa bequem einrichten könne. „Drei Bauern auf dem Weg zum Tanz“ ist zu dieser Haltung die Ouvertüre. Sie knarzt noch als Ganzes, doch ist sie in manchen Passagen verführerisch dissonant. Andere Autoren erzählen einfach Familiengeschichten. Powers erzählt und spiegelt sie in großen Diagnosen über die Zeit. Das ist als Roman gutturiert ein Stück Arbeit und in der Umsetzung um einiges angestrengter als Powers spätere Romane, aber immer noch sättigend.

ANJA HIRSCH



Richard Powers:
„Drei Bauern auf dem Weg zum Tanz“.

Aus dem Englischen von Henning Ahrens. S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M. 2011. 444 S., geb., 22,95 €.

Neue Sachbücher

Man sollte dem Meister der Selbstbeweihräucherung nicht auf den Leim gehen

Der Vater der Kunstgeschichte bestimmte wie kaum ein anderer Künstler das Bild, das wir von ihm haben: Gerd Blums Biographie des Giorgio Vasari

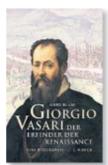
„Oh, dieses Arschgesicht von Giorgio Vasari!“ – Diesen Ausruf schrieb der Barockmaler Annibale Carracci 1594 an den Rand seines Exemplars der „Viten“. Die Ausfälligkeit eines berühmten Lesers belegt die anhaltende Wirkung der Lebensbeschreibung der berühmtesten Maler, Bildhauer und Architekten, die Vasari in zwei Ausgaben 1550 und 1568 in Florenz veröffentlichte. Für Generationen von Künstlern und Kunstschriftsteller waren die „Vite“ Vorbild und Stein des Anstoßes zugleich.

Wer die Geschichte seiner eigenen Kunst schreiben wollte, wer selbst ein großer Künstler werden, wer den Lauf der Kunst verändern wollte, kam an Vasaris monumentalem Werk nicht vorbei. Gegen Vasari, der seine Geschichte geographisch an der Achse Florenz und Rom ausgerichtet hatte, zwischen dem Mäzenatentum der Medici und dem Hof der Päpste, regte sich Widerspruch. Die Kunstschriftsteller Venedigs verfassten Gegenentwürfe, die die Farbe Tizians gegen die Zeichnung Michelangelos ausspielten. Selbst der von Vasari so gefeierte Michelangelo sah sich genötigt, seinen Schüler Ascanio Condivi eine Autobiographie verfassen zu lassen, um die Kontrolle über die Deutung seines Werkes zu bewahren.

Es ist Gerd Blums Band zu verdanken, dass endlich eine gut lesbare Biographie Vasaris vorliegt. Zu loben ist Blums ausgewogene Darstellung der Lebensleistungen des Malers, Architekten und Kunstschriftstellers, die sich selten im Detail verliert und auf wohlthuende Weise pauschale Verurteilungen oder einseitige Vereinnahmung vermeidet. So wird das un-differenzierte Bild eines „Mannes der Medici“, das noch Roland Le Mollé in seinem Buch von 1995 gezeichnet hatte, in Frage gestellt. Das Buch ist mit zahlreichen schwarzweißen Abbildungen der Hauptwerke Vasaris illustriert und bietet eine verlässliche Bibliographie und ein Register.

Insgesamt folgt Blum der chronologischen Anordnung der Werke und des Lebens, wie sie Vasari selbst in seiner Autobiographie vorgegeben hat. Auch die Kapitelüberschriften bieten wenig Überraschendes. Neu sind an Blums Darstellung eine stärkere Gewichtung der Bedeutung seiner Heimatstadt Arezzo für die literarische Bildung Vasaris sowie ein Abschnitt zu den Quellen der ersten Ausgabe der „Vite“, wo Blum ein bisher nicht gesehenes Vorbild ihrer dreiteiligen Struktur identifizieren kann. Vasari erzählt die Geschichte der Kunst von Adam über

drei Kunstepochen bis zu Michelangelo „Jüngstem Gericht“. Die topische Grundstruktur der „Vite“ ist schon häufig kommentiert worden. Blum gelingt es, in ihr ein Erbe der mittelalterlichen Universalchroniken zu erkennen, dank derer Vasari das „säkulare Heilsgeschehen einer zielgerichteten und in sich planvoll strukturierten „Kunstgeschichte“ geschrieben habe.



Gerd Blum:
„Giorgio Vasari“. Der Erfinder der Renaissance. Eine Biographie.

C.H. Beck Verlag, München 2011. 318 S., Abb., geb., 24,95 €.

Vasari war somit stärker als gedacht mittelalterlichen Denkschemata verpflichtet. Überhaupt fällt Blums Kapitel zu den „Vite“ aus dem biographischen Erzählchema heraus und beschränkt sich vielmehr darauf, eine Neudeutung der „Vite“ thesenhaft vorzustellen, ohne wenigstens in Umrissen die Ergebnisse von

Patricia Rubins meisterhaftem Buch dem deutschen Publikum zu referieren und etwas umfänglicher die Genese der „Vite“ zu erklären. Zu den Gründen, warum Vasari und seine Mitarbeiter den „Vite“ genau diese heilsgeschichtliche Struktur gegeben haben, schweigt sich Blum weitgehend aus, wenn man von etwas wolkigen, weil vollkommen anachronistischen Thesen zur Kunstreligion absieht.

Der biographische Teil des Buches ist als Einführung zu empfehlen, auch wenn er sich weitgehend darauf beschränkt, eine teilweise erschöpfende Nacherzählung der Autobiographie Vasaris zu bieten und sich streckenweise gänzlich auf die hervorragende Kommentierung der deutschen Ausgabe von Sabine Feser verlässt. Die Entscheidung, die Autobiographie des Meisters als Grundmuster seiner biographischen Erzählung zu nehmen, ist der einfachen Lesbarkeit zuträglich. Und Blum versäumt es nicht, immer wieder die Selbstbeweihräucherung des Aretiners kritisch zu beleuchten.

Jedoch fragt sich, ob man Vasari nicht allzu sehr auf den Leim geht, wenn man seine Selbstdarstellung zum Grundgerüst für eine Biographie verwendet, und ob es nicht aufschlussreicher gewesen wäre, mindestens ein Kapitel dem Phänomen

der umfassenden Selbststilisierung Vasaris in Briefen, Porträts und Schriften zu widmen. Denn wie kaum ein anderer Künstler hat Vasari das Bild, was wir von ihm haben, maßgeblich selbst geprägt. Um dieser erstaunlichen Selbsterschaffung eigener Autoren- und Künstlerpersona auf die Schliche zu kommen, hätte man neben der Autobiographie die Briefe und Ricordi umfassender berücksichtigen müssen.

Durch das gesamte Buch lässt Blum das Epochenbild der italienischen Renaissance im hellsten Licht erstrahlen. Die Idee der autonomen Kunst und die Hauptwerke der Renaissance seien heute als „entscheidende Beiträge des Westens zur Weltkultur“ anerkannt. Die Frage nach den universalen Ansprüchen einer europäischen Kunstgeschichtsschreibung verdient allerdings im Zuge einer globalisierten Kunstszene und einer weltumspannenden akademischen Welt eine genauere Betrachtung.

Wenn wir den fünfzehnten Geburtstag des „Vaters der Kunstgeschichte“, wie noch Blum emphatisch in seiner Biographie schreibt, feiern, sollte es uns eine Notiz wert sein, dass auch andere Kulturen Kunstgeschichtsschreibung hervorgebracht haben. So verfasst der persische Au-

tor Dust Muhammed etwa gleichzeitig mit Vasari um 1546 einen Abriss der persischen Kalligraphie und Buchmalerei, der um 1300 mit Ahmad Musa beginnt und bis in seine Gegenwart reicht. Von Ahmad Musa schreibt Dust Muhammad, „er habe den Schleier vom Angesicht der Malerei gelüftet“, eine frappierende Parallele zur Lichtmetaphorik Vasaris in der Biographie Giotto's Vasari, der in die Zeit der konfessionellen Auseinandersetzung und in die frühe Globalisierungsphase der frühneuzeitlichen Welt hineingeboren wurde, versicherte Italien, versicherte Europa seines exzeptionellen Status in der Geschichte der Kunst, der auch noch in Blums Buch unangefochten bleibt.

Blums Vasari-Biographie ist ein schönes, lesbares Buch, das wie schon die Bücher von Le Mollé und Einar Rud eine umfassende Würdigung des Aretiner Kunstschriftstellers in deutscher Sprache bietet und als Einführung in sein Leben und Werk unbedingt zu empfehlen ist. Einen verlässlichen Ausgangspunkt für die zukünftige Erforschung der Person und des Werkes des großen Kunstschriftstellers bietet Blum dagegen nicht, da er sich besonders in den Fußnoten nicht auf der Höhe der Forschungsdiskussion bewegt.

MATTEO BURIONI